

Interpretieren oder rechnen?

In den Sozialwissenschaften streiten Forschende sich um die bessere Methode. Manche arbeiten vor allem quantitativ-statistisch, andere qualitativ-hermeneutisch. Letztere sind angesichts der fortschreitenden Mathematisierung der Sozialwissenschaften in der Defensive. Was spricht für die qualitative, was für die quantitative Sozialforschung?

Valérie Chételat (Fotomontage)



Es gibt in den Sozialwissenschaften Problemstellungen, die sich nur mit quantitativen Methoden bearbeiten lassen, zum Beispiel die Einkommensverteilung. Bei andern Fragen indes drängt sich entweder ein Methodenmix oder eine qualitative Forschungsweise auf. Die von rein quantitativ operierenden Forschenden erhobene Forderung nach der «Einheit der Sozialwissenschaften» im Geist der Statistik ist problematisch, weil ihre Umsetzung einem Kahlschlag gleichkäme: Ins Abseits gedrängt sähen sich nicht nur die diversen Traditionen einer «verstehenden» Soziologie, sondern die Geistes- und Kulturwissenschaften insgesamt.

Qualitative Sozialforschung zielt auf die deutende Bestimmung von etwas Allgemeinem im Besonderen. Das Besondere kann beispielsweise der Rundbrief eines Heimleiters sein; das zu bestimmende Allgemeine der «Geist», von dem das pädagogische Handeln in der Institution durchdrungen ist. Durch die blosse Bündelung und inhaltliche Verdichtung ausgewählter Statements des Heimleiters erschliesst sich dieser Geist keineswegs. Ihn in seiner «qualitativen Färbung» (Max Weber) zu bestimmen bedarf einer methodengeleiteten hermeneutischen Anstrengung, die auf eine eigenständige Begriffsbildung der Forschenden angewiesen ist. Ähnlich wie qualitativ Forschende in den Sozialwissenschaften verfahren Historiker, wenn sie

Quellen analysieren, oder Ethnologinnen, wenn sie Alltagspraktiken oder ausseralltägliche Rituale interpretieren, um deren Eigensinn zu bestimmen.

Gegen diese Art des Forschens bringen quantitativ Forschende üblicherweise die folgenden Einwände vor: Wenn überhaupt etwas erfahrungswissenschaftlich Fass-

Qualitative Sozialforschung zielt auf die deutende Bestimmung von etwas Allgemeinem im Besonderen.

Peter Schallberger

bares, werde da erstens einzig etwas Einzelfallspezifisches bestimmt. Weil der Einzelfall rein zufällig ausgewählt worden sei, gebe es zweitens keine Garantie dafür, dass er repräsentativ für eine Gruppe anderer Fälle sei. Und drittens seien die allenfalls gewonnenen Erkenntnisse das Ergebnis einer rein subjektiven Interpretation und deshalb weder intersubjektiv überprüfbar noch durch Folgeuntersuchungen replizierbar.

Diese Einwände sind nicht stichhaltig. Erstens handelt es sich bei dem erzieherischen Geist, der gestützt auf das Rund-

schreiben rekonstruiert wurde, insofern um etwas Allgemeines, als dieser Geist allen pädagogischen und professionellen Interaktionen im Heim ein spezifisches Gepräge verleiht. Repräsentativ für irgend-etwas oder irgendjemanden muss zweitens der untersuchte Einzelfall deshalb nicht sein, weil qualitativ Forschende Aussagen über die Beschaffenheit und nicht über die Häufigkeit oder die Streuung sozialer Erscheinungen anstreben. Zielt ihre Forschung auf die Bestimmung unterschiedlicher Muster von Heimerziehung, werden sie im Anschluss an die erste weitere Fallanalysen durchführen – dies so lange, bis sich ihnen in den untersuchten Folgefällen nichts Neues respektive kein neuer pädagogischer «Geist» mehr zeigt. Wie bei allen wissenschaftlichen Operationen handelt es sich drittens auch bei der Interpretation von Texten um eine diskursive Angelegenheit, wobei die entsprechenden Begründungsverpflichtungen unter strenger Bezugnahme auf das Datenmaterial einzulösen sind. Übrigens: Auch quantitativ Forschende interpretieren in der Regel ihre Daten. Ob sie dabei methodengeleitet oder spekulativ verfahren, ist nicht immer eindeutig bestimmbar.

Peter Schallberger ist Soziologe und Professor an der FHS St. Gallen, Hochschule für Angewandte Wissenschaften.



«**Q**ualitativ» versus «quantitativ» – dieser Dämon verfolgt mich seit vielen Jahren. Die Soziologie in Bern, wo ich Mitte 1990er Jahre studiert und später als Assistent gearbeitet habe, war geprägt durch zwei Ausrichtungen, die sich diametral gegenüberstanden. Auf der einen Seite die qualitativ-interpretative Soziologie von Claudia Honegger, auf der andern Seite die quantitativ-formale Soziologie von Andreas Diekmann. Die Trennung war nicht nur inhaltlicher Natur. Beide Lager waren durch ihre Anordnung um den «Bärengraben» in der Mitte des Instituts auch einer geografischen Segregation unterworfen. Diesen Graben zu überwinden fand ich auf persönlicher Ebene leicht, inhaltlich war der Brückenschlag nur schwer zu vollziehen.

Die qualitative Seite konnte mich nie überzeugen. Zwar klangen die Themen der qualitativen Studien meistens beeindruckend interessant, die wissenschaftliche Ausbeute erschien mir jedoch äusserst mager: nicht viel mehr als Aneinanderreihungen von transkribierten Zitaten aus qualitativen Interviews, ergänzt mit hochtrabenden philosophisch-zeitkritischen Schlussfolgerungen, von denen mir unklar war, wie sie sich aus den Interviews hatten gewinnen lassen. Die «Qualis» schienen mir eher der schöngeistigen Prosa verpflichtet als einer wissenschaftlichen Erkenntnis, die sich

zumindest ansatzweise auf nachvollziehbare Kriterien stützte.

Zugegeben, mein Erfahrungshorizont in Sachen qualitativer Forschung ist klein und selektiv. Wahrscheinlich gibt es sehr wohl gehaltvolle qualitative Sozialforschung, die meine Worte Lügen straft, nur ist es mir Kraft meiner quantitativ geprägten Ignoranz nicht gelungen, sie wahrzunehmen. Apropos Ignoranz: Die Prominenz der Diskussion um qualitative und quantitative

Für den wissenschaftlichen Fortschritt braucht es die Koordination der Forschungsbestrebungen.

Ben Jann

Methoden ist wohl auch auf die Attraktivität vereinfachender Dichotomien zurückzuführen, welche Ignoranz fördern, da sie einem erlauben, ganze Bereiche auszublenden, ohne sich um die Details zu kümmern. Die Details sind in der Wissenschaft jedoch zentral. Nüchtern betrachtet kann ich auch der quantitativen Sozialwissenschaft kein viel besseres Zeugnis ausstellen. Zu verlockend ist es, seine Fragestellungen nur an der Verfügbarkeit von Daten zu orientieren. Zu verlockend ist ein empiristisches Vorgehen, bei dem Theorien erst nach der

Datenanalyse zurechtgezimmert werden. Zu stark sind in der gegenwärtigen Publikationskultur zudem die Anreize für wissenschaftliche Schnellschüsse ohne Rücksicht auf die Details.

Sozialforschung ist aufgrund der Eigenheiten des Untersuchungsgegenstands kein einfaches Unterfangen, und die sozialwissenschaftlichen Disziplinen stehen meines Erachtens nach wie vor erst am Anfang kumulativer Erkenntnisgewinnung. Qualitativ oder quantitativ spielt per se keine Rolle, die Eignung einer Methode kann immer nur in Bezug auf ein gegebenes Erkenntnisziel bewertet werden. Viel wichtiger ist es, klare Erkenntnisziele und Forschungsfragen zu formulieren und durch transparentes methodisches Vorgehen eine kumulative Wissenschaft zu ermöglichen. Methoden unterschiedlicher Provenienz können bei der Bearbeitung einer Fragestellung zum Einsatz kommen, von der gängigen Jekami-Mentalität sollte man sich aber verabschieden. Wissenschaftlicher Fortschritt ist nur durch Spezialisierung möglich, gepaart mit Mechanismen zur Gewährleistung der gegenseitigen Kommunikation und Koordination der Forschungsbestrebungen.

Ben Jann ist Professor für Soziologie an der Universität Bern.